



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rafael, L. (H. Kiesekamp): Westfälische Geschichten : Erzählungen : 1. Die Clermonts. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Westfälische Geschichten

Erzählungen von E. Rafael (H. Kiesekamp)

1. Die Clermonts

1.



Der Kronenwirt stahl die Fische aus dem Teiche des Clermontwirts und setzte sie seinen Gästen vor. Der Kronenwirt schlug das Holz aus dem Walde des Clermontwirts und heizte damit seine Ofen. Der Kronenwirt war dem Clermontwirt Geld schuldig — eine große Summe, und bezahlte nie die Zinsen. Der Kronenwirt sagte es in der Wirtsstube jedem, der es hören wollte, daß Jochen, der Clermontwirt, ein Scheinheiliger sei, ein Schleicher, ein schlechter Kerl, der ihn betrogen und seinen Vater ins Grab gebracht habe, den er „kaputt“ machen, zu Tode ärgern wolle.

Der Clermontwirt ließ sich alles gefallen. Wenn seine Frau, die Dora, ans Gericht ging, in die Stadt, ihr Recht zu suchen, dann wurde der Jochen krank, aß nicht und schlief nicht. Die Dora mußte die Sache gehn lassen. Die Feindschaft der Clermontsbrüder war ein Ärgernis in der Gemeinde, gegen das der Herr Pfarrer eiferte, aber er konnte nichts dagegen tun, und keiner konnte etwas dagegen tun. Wie war das gekommen?

Der Pfeifenfranz, der einstmals hausieren gegangen war bei den Bauern, von Haus zu Haus, mit den Stummeln (kurzen und langen Pfeifen), mit Taschenmessern, Bürsten und allerlei anderm Kram, wie er auf dem Lande gebraucht wird, der Pfeifenfranz war nach Amerika ausgewandert gewesen. Nach zwanzig Jahren war er zurückgekommen und trug einen schwarzen Leibrock, eine dicke goldne Kette an der goldnen Uhr, einen breitrandigen weichen Filzhut und ein scharlachrotes Halstuch. Er schlug auf die Tasche: Geld wie Heu hab ich. Drüben, wo sie das Gold graben, da hab ichs verdient. Gearbeitet hab ich, daß mirs Blut ist hervorgespritzt unter den Nägeln. Wär nicht die Frau gewesen, umgekommen wär ich. Sie hat geholfen bei der Arbeit, und die Hütte hat sie in Ordnung gehalten, und das Kind hat sie versorgt, die kleine Dora. Und endlich, als ichs Glück gepackt hab, ne ordentliche Goldader gefunden hab, da hat sie sterben müssen. Ein paar Fährchen noch, hab ich gedacht, dann hast du genug, Franz, und dann gehts zurück in die Alte Welt. Und da bin ich nun, Clermontwirt — das war der alte, der Vater der feindlichen Brüder gewesen —, und ich bitt Euch, gebt mir die besten Kammern, die Ihr habt: ich wohn bei Euch mit der Dora, bis ichs mir gebaut hab, das schöne Haus, das ich mir bauen will hier im Dorf.

So hatte der Pfeifenfranz gesprochen und war dageblieben. Der Clermontwirt hatte kochen müssen und aufstischen den ganzen Tag. Der beste Wein im Keller war dem Pfeifenfranz nicht gut genug. 'S ist um sich tot zu giften, hatte die alte Drücke gemeint, die dem Clermontwirt die Wirtschaft führte, weil seine Frau längst unter der Erde war. Son hergelaufner Mensch, und son Leben führen. Wie der zu der stillen fleißigen Tochter kommt, ein Wunder ist's. Ja, die Dora hatte mit angegriffen in der Küche des Clermontwirts, als wenn sie dahin gehöre. Nicht als ob wir alles mit schwerem Gelde bezahlen, meinte ärgerlich der Vater. Setz dich aufs Sofa, leg die Hände in den Schoß, zeig, daß du des reichsten

Mannes Tochter, eine Dame bist! — Soll ich nicht arbeiten, wie die Mutter gearbeitet hat? meinte das Mädchen.

Der Pfeifenfranz zog das rotseidne Taschentuch aus der Tasche und fuhr sich damit zu den Augen. Wenn einer von seiner Frau sprach, dann wurde er weich. Er ließ die Tochter gewähren.

Der Clermontwirt hatte eine Goldgrube an seinem Geschäft. Es war die einzige Wirtschaft im Kirchdorf, das am Fluß, dicht am Walde lag und auch die Leute aus der Stadt gar oft zu Besuchen lockte. Der Clermontwirt buk, er braute selbst sein Bier und hatte eine Branntweimbrennerei. Sein echter Korn war berühmt in der ganzen Gegend. Er verstand es, seine Sache zu führen. Er besaß Garten, Wiese, Feld und Wald, und sein Kapitalvermögen war in sichern Hypotheken zu guten Zinsen angelegt. Er war ein reicher Mann. Wie hatte er aber auch gearbeitet, gesorgt und sich geplagt. Zu viel ist's für einen Herrn, sagte er oft in sich. Wenn meine beiden Söhne es einmal gemeinschaftlich erben und gедeihlich weiter führen möchten! Das war sein liebster Wunsch. Und es wird sich wohl schicken. Jochen, der älteste, sieht dem Herrn nach den Augen, tut alles, was der Jüngere angibt. Und der Herr? Der Clermontwirt lachte in sich hinein. Der Herr kann alles, was er will. Das sagt auch der Lehrer. Der Jochen ist ein Stubenhocker, sitzt gern über den Büchern, ein stiller Junge, aber im Hause auf dem Fleck: hab schon ordentlich Hilfe an ihm. So soll's sein: er arbeitet, sieht überall nach dem Rechten, wirtschaftet und der Herr führt die Oberaufsicht, gibt an. So bleibt alles in Ordnung.

Der Clermontwirt hatte seine Rechnung ohne den Wirt gemacht. Eines Tags kam der Lehrer zu ihm: Hab Euch ein Wörtchen zu sagen, Clermontwirt. Den Jochen, Euern Ältesten, den laßt studieren. Er hat einen klugen Kopf, ist ein ernstester und sinniger Junge: geistlich werden will er. Er hat mich gebeten, daß ich ihm bei Euch das Wort reden soll. Ich sag Euch: Tut ihm seinen Willen. Da sitzt ein Geistlicher drin nach dem Herzen Gottes. Jochen kam und bestätigte, was der Lehrer gesagt hatte. Er bat: Laßt mich studieren und geistlich werden.

Der Wirt hatte nie daran gedacht. Aber wenn er es sich recht überlegte, der Herr, sollte der nicht können, was der Vater gekonnt hatte: die Wirtschaft allein leiten und führen? Eigentlich wärs ja ein Glück, wenn der Jochen studierte. Dann gabs keinen Streit um Mein und Dein. Ob zwei sich recht vertragen, wenn sie gemeinschaftlich haufen und verdienen sollen, wer kann das wissen? Und dann — der Jochen, ein geistlicher Herr! Die ganze Familie könnt stolz sein drauf. Laßt sich hören, Herr Lehrer, sagte er. Mein Herr muß die Sache dann allein übernehmen, wenn ich tot bin. Mein Herr kann alles, was er will. Ja — aber hier wollte er nicht. Der Junge, der Jochen? In die Stadt soll er? Studieren? Ja, ich soll hier sitzen bleiben, versauern auf dem Lande?

Wie hatte der Herr daran gedacht, daß er studieren wolle, er haßte das Lernen, nun, da der Jochen studieren wollte, nun mußte es der Herr. Der Clermontwirt ging im Hause herum wie ein geschlagener Mann: Eine Goldgrube hab ich an meinem Geschäft, hab zwei Söhne, und keiner von ihnen will sie erben, die Goldgrube! Studieren wollen sie, beide studieren! Das Essen schmeckte ihm nicht mehr, er konnte in der Nacht nicht mehr schlafen, er bekam graue Haare. Das ging dem Jochen ans Herz. Vater, sagte er eines Tags, seid zufrieden, ich hab mir die Sache überlegt: ich bleib bei Euch. Laßt den Herrn studieren!

Schneider und Schuster bekamen zu tun. Der Herr wurde herausstaffiert wie ein Grafenkind und kam in die Stadt aufs Gymnasium. Der Jochen kam aus der Schule heraus und half dem Vater in der Wirtschaft. Überall griff er an, überall machte ers recht. Es war, als sei es die Leidenschaft seines Lebens, so zu wirtschaften und Geld zu verdienen. Der Vater konnte sich auf ihn wie auf sich selbst verlassen. Wenig Jahre, und die ganze Wirtschaft ruhte auf den jungen Schultern des blaffen stillen Jochen. Der Herr machte mit Ach und Krach und

öfterm Sizenbleiben das Gymnasium durch und bezog die Universität. Als er zum erstenmal ins Kirchdorf kam, das weiß und blau gestickte Studentenmützchen über dem gebrannten Haar, das weiß und blaue Band über der Brust, einige martialisch aussehende Risse und Schmissen im Gesicht, ließen die Kinder auf der Gasse ihm nach: Kiel mal, Clermonts Student ist da. Der Vater schaute strahlend auf den hochgewachsenen, schlanken, schönen Sohn. Ja, ein stolzer Bursch war er, und als er am Sonntag in die Kirche trat, blickten ihm die Frauen und Mädchen nach. Abends in der Wirtsstube saßen sie alle um ihn herum die Honoratoren aus dem Dorf. Keines sprach ein Wort, der Student erzählte. Was der nicht alles gesehen hatte und erlebt! Der Clermontwirt rieb sich die Hände und lachte übers ganze Gesicht: So einen Sohn, wie er, so einen Sohn, der mit Grafensöhnen auf „du und du“ stand, dem die vornehmen Damen in der Stadt alle um die Augen gingen? . . . Der beste Wein mußte heran: der Clermontwirt traktierte. Einem solchen Sohne zu Ehren konnte man schon was draufgehn lassen. Und so oft der Student in die Ferien kam — die Sache blieb dieselbe. Jahre gingen hin. Wie viele Semester der Herr schon studiert hatte, was er werden wollte? Der Student machte ein finstres Gesicht, wenn der Vater auch nur ganz schüchtern und von weitem darauf zu reden kam. Geistlich nicht, darauf kannst du Gift nehmen, Alter. Wird sich finden, wenn es Zeit ist! Daß der Herr Schulden machte? Nun, das gehörte so mit dazu. Die Grafensöhne und die Barone tatens auch. Der Herr brauchte sich nicht lumpen zu lassen. Der Herr hatte es ja dazu.

So lagen die Sachen, als der Pfeifenfranz mit seiner stillen Dora ins Haus zog. Der Herr war nicht daheim. Der Hausplatz, den der reiche Mann suchte, war bald gefunden: das Grundstück des Sonntagsbauern, eines Herbstigellen, der eben, ohne direkte Erben zu hinterlassen, gestorben war. Das alte baufällige Haus, das ein großer verwilderter Garten und ein Hofraum umgaben, wurde niedergerissen. Die Fundamente wurden gelegt, und der Bau des neuen Hauses begann nach einem Plane, den der Pfeifenfranz selbst gemacht hatte. Der stand den ganzen Tag auf der Baustelle und leitete die Arbeit. Beim Clermontwirt arbeitete unterdes des reichen Mannes Tochter im Haus, als ob es ihr Eigentum wäre. Die Haushälterin hatte gute Tage. Sie ließ sich gefallen: Wenn sie so närrisch ist und sich totplagen will, die junge Person, für nichts und wieder nichts, mir soll's recht sein.

Der stille Jochen und die stille Dora! Wie sie zusammen gingen, wie sie einander in die Hände arbeiteten. Eines wußte immer, was das andre wollte, ohne daß sie sich gesagt hätten. Sie sprachen wenig miteinander. Die beiden Stillen, sagten die Leute im Dorf. Die Dora, das wär ne Frau für den Jochen. Der Clermontwirt schmunzelte, wenn er es hörte: Ja, das wär ne Frau für das Clermontwirts Haus. Abends, wenn der Pfeifenfranz die Honoratoren des Dorfs und der Umgegend um sich versammelte und traktierte, dann saß die Dora im Hinterstübchen und stückte Wäsche, stopfte die zerrissenen Strümpfe des Clermontwirts und seiner Söhne. Der Jochen, der die Gäste bedienen mußte, ging ab und zu. Was du fleißig bist, Dora. Arbeiten, wenn mans nicht nötig hat? Die Weibsleut hier im Dorf, die tätens nicht. Sie nickte: Jung gelernt, alt getan. Meine Mutter mußt du loben. Und dann? Was hätt man auch, wenn man nicht arbeiten könnt?

Der Neubau war schon hübsch aus der Erde heraus. Die Leute im Dorf konnten sich nicht genug wundern, was für ein Schloß er sich baue, der Pfeifenfranz. Da kam der Student nach Hause. Er rümpfte die Nase, als der Vater ihm von den Reichtümern des Amerikaners erzählte, dessen einzige Tochter die reichste Erbin im Lande sei. Ein Proß, Vater! Die goldne Kette, der Bratenrock, das rotseidne Halstuch. Wie der Kerl ausschneidet! Der Hausierkasten klebt noch an seinem Rücken, die Hacke an seiner Hand. Ein unmöglicher Kerl. Die Tochter ist wenigstens so verständig, daß sie einfieht, wohin sie gehört: in die Küche.

Nein Alter, da gibts in der Stadt ganz andre Mädels. Der Geldsack des Hausierers? Er klopfte dem Vater auf die Schulter. Hat dein Sohn denn nach dem Geld zu fragen, Clermontwirt?

Nun, was das letzte anbelangt, Herm, sagte der Clermontwirt und machte ein etwas verlegnes Gesicht, Geld ist Geld, und je mehr einer hat, desto weiter kommt er in der Welt. Im übrigen freut mich, daß du so denkst. Wärfst du dem Jochen in die Quere gekommen, so hätt er die Dora nicht gekriegt, und sie passen so gut zusammen, die beiden. Jetzt kann der Jochen sein Glück machen!

Am Nachmittage nach dieser Unterredung brachten sie den Pfeifenfranz tot ins Haus. Er war vom Baugerüst gestürzt und hatte das Genick gebrochen.

Acht Tage später trat die Dora zum Jochen, der eben in der Backkammer beschäftigt war: Wenn dus Wort nicht finden kannst für uns beide, Jochen — ich weiß es; und stoß dich nicht dran, daß ichs dir sag. In Amerika denken sie anders über solche Sachen. Willst du mein Mann werden, Jochen? Daß ich dir herzlich gut bin, das weißt du so sicher von mir, wie ich es von dir weiß. Viele Worte brauchts nicht zwischen uns.

Mich wolltst du nehmen, Dora, mich, wenn du den Herm haben kannst, der dir nachgeht auf Schritt und Tritt? Schön ist er und fein und klug und weiß sein Wort zu machen. Mit dem Herm kannst du Staat machen in der Welt. Was wird der Vater sagen, wenn du den Herm nicht nimmst, der dich nicht aus den Augen läßt? Bosheit gäbs und Unfrieden und Trauer für meinen Vater auf seine alten Tage. Und wenn ich dir auch noch so gut bin, und wenn ichs auch noch so gern wollt, Dora, daran darf ich nicht schuld sein. Ich darf dich nicht heiraten. Nimm den Herm, dann bringst du Glück ins Haus.

Unds Unglück für mich. Mein Leben lang hätt ich dran zu schleppen. Der Herm? Der kann mir nicht imponieren; ein großes Wort, und sitzt nichts dahinter als Lug und Trug. Ein Geck ist er, nimms nicht übel, Jochen, ein eitler Geck, der Herm. Kommt die Gelegenheit, kann leicht noch was Böseres aus ihm werden. Nein, eben damit ich Ruhe finde vor dem Herm, den ich nicht leiden kann, komm ich zu dir. Hätt sonst wohl noch ein wenig warten wollen, ist so kurz erst, seit der Vater unter der Erd ist. Sie fuhr mit der Schürze zu den Augen. S' erste Wort hab ich gesprochen, damit die Sach ins reine kommt, und der Herm weiß, woran er ist mit mir. Und nun sag ichs dir noch einmal: Dich hab ich lieb, dich nehm ich. Alles, was du dagegen gesagt hast, das geht mich nichts an: wir beide gehören zusammen. Wenn du mich nicht willst, dann pack ich ein und zieh weiter!

Der stille Jochen und die stille Dora — nun hatten sie beide das Reden gelernt. Da standen sie beieinander in der Backkammer. Der Jochen war über und über mit Mehl bestäubt, sein Gesicht schimmerte rot unter dem weißen Puder hervor. Ganz leise legte er den Arm um die Dora, zog sie an sich und küßte sie: Nun weiß ich, warum unser Herrgott nicht gewollt hat, daß ich geistlich werden soll: dich hab ich finden sollen. Bestimmung ist's, daß wir zusammen kommen. Nun kann ich nichts mehr dagegen sagen.

* * *

Der Jochen und die Dora gehören zusammen. Nun wird der Jochen sein Glück machen. Das Wort seines Vaters, es war dem Herm ins Herz gefahren wie ein Dolch. Die kleine Küchenmagd? Jetzt, wo der Jochen sie haben sollte, nun mußte der Herm sie haben. Siegesgewiß heftete er sich an ihre Fersen. Wie konnte man an den Jochen denken, wenn der Herm zugegen war? — Das Ungeheuerliche geschah. Der Herm bekam einen Korb. Die Dora nahm den Jochen. Der Student hätte sterben können vor Wut und Grimm. Der unmögliche Kerl, der alte Hausierer, hatte weit mehr hinterlassen, als man gedacht hatte. Der Jochen war ein steinreicher Mann. Der blöde Jochen — so hatte der Herm den Bruder

innerlich immer genannt. Und er, der Herr? — Er selbst wußte am besten, wie vieles erlügen war an allem, was er geprahlt hatte von seinem Leben in der Stadt. Er wußte selbst genau, wieviel Geld er seinem Vater gekostet, und daß dieser, der seinen jüngsten Sohn doch so abgöttisch liebte, oft gesagt hatte: Mach langsam, Herr, sonst machst du mich kaputt! — Was bedeutete er denn in der Welt, was war er denn geworden? Clermonts Student, über den schon die Leute im Dorf die Achseln zuckten, wenn er immer noch daher stolzierte mit der Mütze und dem bunten Band.

Warum hast du mir nicht geschrieben, Vater, als der reiche Kerl mit seiner Tochter in dein Haus kam? Dem Jochen hast du Zeit lassen wollen, das Mädchen zu gewinnen, weil sie ein Arbeitspferd ist und du gedacht hast, sie paßt hinein in deine Wirtschaft. Du wußtest genau, wenn sie den Herrn sah zu rechter Zeit, dann kriegte der Schleicher sie nicht. Dem Jochen, dem scheinheiligen Kerl, dem tränk ichs ein. Seines Lebens soll er nicht mehr froh werden, ich vergifts ihm. Wo er geht und steht, soll er an mich denken. Sei du still, Vater, mit deinem Gewinsel, daß du nicht so gemeint, nicht gewußt hast. Erlügen ist. Du bist schuld an allem Unglück, das daraus entsteht!

Das war zu viel für den alten Clermontwirt. Sein Sohn, sein vergötterter Herr, wandte sich gegen ihn, war unglücklich durch seines Vaters Schuld? Er verlor den Appetit, er verlor den Schlaf. Sein Haar wurde weiß. Kurz nach der Hochzeit des Jochen mit der Dora, die in aller Stille gefeiert worden war, trugen sie den Clermontwirt hinaus auf den Kirchhof. Der Herr kam nicht zum Begräbnis, wie er nicht zur Hochzeit gekommen war. Einem Rechtsanwalt aus der Stadt hatte er die Ordnung seiner Erbschaftsangelegenheit übergeben. Der Alte vermachte in seinem Testament dem Jochen die Wirtschaft, Feld und Wald, das ganze Anwesen. Er hatte aber dem Herrn eine so große Summe herauszuzahlen neben dem Kapitalvermögen — der Alte hatte dem Herrn nichts angerechnet von allem, was er verbraucht hatte —, daß der Jochen ein armer Mann gewesen wäre, wenn er nicht die reiche Frau gehabt hätte. Der Herr war nun auch ein reicher Mann.

* * *

Sechs Jahre gingen ins Land. Beim Clermontwirt war alles, wie es immer gewesen war. Kein neues Stück Möbel kam ins Haus. Die junge Frau stand hinter der Ladenbank im gedruckten Kleid, wog das Pfund Kaffee ab und die Seife, das die Landleute kauften, ebenso genau und eigen, wie das einst ihre Schwiegermutter getan hatte. Sie ist ne Naue (Weizige), sagten die Leute. Ja, man merkte es nicht, daß sie den gefüllten Geldsack in die Ehe mitgebracht hatte. Der kleine Franz, ein Jahr nach der Hochzeit geboren, blieb ihr einziges Kind. Ein ernstes, sinniges Kind, zu Ostern sollte er schon in die Schule. Der Jochen hätte alle Ursache gehabt, zufrieden zu sein, er war es aber nicht. Der Gedanke ließ ihm keine Ruhe: daß der alte Mann, sein Vater, in die Grube gegangen war vor Trauer und Ärger, und daß er, der Jochen, es hätte verhindern müssen. Mochte ihm die Dora noch so oft sagen: Ein Narr bist du, Mann, 's ist doch nicht deine Schuld, daß ich dich genommen hab und nicht den Herrn. Der liebe Herrgott hats geschickt, dein Vater hats leiden müssen, und recht wars. Was hat er den Narren gefressen an dem alten Studenten, der nichts tat, als sein Geld verzehren! Für dich hat er nichts über gehabt, der Alte. 'S hat so kommen müssen.

Der Jochen hörte sie an, aber er dachte doch immer: Hätte sie lieber den Herrn genommen, dann säße der Alte noch hinter dem Schenktisch. Und der Herr, der schöne, stolze Herr? Dem Jochen schnitts in die Seele, wenn er an den Bruder dachte, zu dem er aufgesehen, den er bewundert hatte fast wie sein Vater, von Kindheit an. Hätte sie ihn genommen, dann wäre alles gut. Der weicheherzige, gutmütige Jochen, er wurde den Gedanken nicht los, seines Glückes nicht froh.

* * *

Das Haus des Pfeifenfranz lag unausgebaut in dem verwilderten Garten. Die Dora pflanzte Kartoffeln in den Garten: Damit er doch etwas einbringt. Es war ein fortwährender Ärger für die beiden. Sie hatten ihr großes Haus, mit Wirtschaftsgebäuden, mit allem Zubehör. Sie hätten das neue vermieten müssen um geringen Zins, an die Leute im Dorf. Und dafür steckt man nicht sein Geld hinein, sagte die Dora. Als nach sechs Jahren aus der Stadt die Anfrage kam, ob sie geneigt seien, das Anwesen um einen ordentlichen Preis zu verkaufen, da griffen sie mit beiden Händen zu. Ein Drittel des Kaufpreises sollte sofort anbezahlt, das übrige darauf stehen bleiben, als erste Hypothek und zu dem üblichen Zinsfuß. So wurde der Kontrakt abgeschlossen mit dem Justizrat, durch den die Anfrage an sie gelangt war. Sie hatten kaum darauf geachtet, wie er bemerkt hatte, daß nicht er selbst der Käufer sei. Mags kaufen, wer will, hatte die Dora gesagt, wenn wir nur den steten Ärger los werden, etwas zu besitzen, das nichts einbringt und verfällt.

Der Käufer hatte es eilig. An dem alten Neubau wurde gehämmert und gehackt und gezimmert und gemauert. Der Garten wurde angelegt. Ein Tanzsaal wurde aufgebaut, eine Theaterbühne kam hinein. Es wurde ein Gasthof mit Bäckerei und Brauerei und Brennerei, mit einem Laden für Kolonialwaren, gerade wie beim Clermontwirt, nur daß alles viel größer war und schöner und feiner. „Gasthof zur goldnen Krone“ stand in großen goldnen Lettern über der Tür angeschrieben. Der Besitzer selbst hatte sich bis dahin im Dorf nicht blicken lassen. Ein Herr aus einer fremden Stadt, sagten die einen, der Wirt zum Roten Hahn aus dem nächsten Städtchen, meinten die andern. Keiner wußte etwas. Der Focher stand eben mit der Dora am Fenster, als ein offener Wagen bei der Goldnen Krone vorfuhr. Ein Herr saß darin mit einer Dame und einem kleinen Mädchen. Der Focher wurde totenblaß. Das war ja der Herr, der da Einzug hielt in die Goldne Krone! Was konnte das zu bedeuten haben? Er sollte nicht lange im unklaren bleiben. Der Küster kam gelaufen, atemlos. Hastig gehört, Clermontwirt, der Justizrat in der Stadt hat dein Grundstück gekauft, dein Bruder hats bezahlt: der Herr ist der Besitzer der Goldnen Krone. Gastwirt ist er geworden mit all seinem Studieren. Die Zahlkellnerin hat er geheiratet aus dem größten Bierhaus in der Universitätsstadt. Soll sich ein hübsches Taler erspart haben und die Wirtschaft verstehen. Es ist ein schmuckes Frauenzimmer, hat Augen im Kopf, so schwarz wie Kohlen; die Niela, ihr kleines Mädchen, ist ihr wie aus dem Gesicht geschnitten. Deine Freud wirst tragen können von heut an, Clermontwirt!

2

In der Goldnen Krone kostete das Glas Bier einen Pfennig weniger als beim Clermontwirt, die Brötchen waren ein halbmal größer. Ein Orchesterion stand in der Gaststube, spielte wunderschöne Tänze und Lieder, dafür brauchte nichts bezahlt zu werden. Zeitungen lagen auf dem Tisch, ein Billard war da. Wenn die Gäste nicht Billard spielen wollten, konnten sie lesen oder Bilder ansehen in den Büchern, die dort lagen. Das kostete alles nichts. Hinter dem Schenkisch saß die Wirtin, die schwarze Lotte. So fein wie ne Gräfin, sagten die Leute und so schön, und hielt einem jeden das Wort. War ihr keiner zu schlecht. Der Kronenwirt, wie der sein Wort machen konnte, das wußten ja die Leute noch aus der Zeit, wo er als Clermonts Student seine Erlebnisse zum besten gegeben hatte. Aufgeräumt war er immer, und wenn nur einer ein Spielchen machen wollte, der Herr war dabei. Eine Flasche „Guten“ zu pontieren, ein Fäßchen „Echtes“ aufzulegen, für gute Freunde, darauf kam es ihm nicht an. Er ging wie ein Herr gekleidet und erzählte es einem jeden, der es hören wollte, daß er nur hergekommen sei ins Dorf, um seinen Bruder, diesen scheinheiligen Heuchler, kaputt zu machen.

Kein Wunder, daß die Leute in die Krone stufen, in der ersten Zeit, daß die

Wirtsstube beim Clermontwirt leer blieb, die Ladenklingel still stand, die Brötchen in der Backkammer alt wurden.

Schadt nichts, sagte die Dora, ich kenn das von Amerika her: wie die Wirtschaften, das kann sich nicht zusammenhalten. Er und sie — schwagen, spielen, sich putzen, gut essen und trinken. Die Dienstleut tun, was sie wollen. Wird bald genug abgewirtschaftet sein. Die Leut werden uns schon wieder kommen.

Der Fochen war ganz zusammengefallen, seit der Herm in der Goldnen Krone haufte. Es bringt ihn unter die Erde, sagten die Leute. Der Clermontwirt hielt's nicht aus. Er lauerte seinem Bruder auf: Herm, auf ein Wort. So kann's nicht weiter gehn zwischen uns. Der Vater müßte sich im Grab umdrehn, wenn er wüßte, wies ausschaut hier. Zieh weg von hier, ich geb dir für dein Haus das Doppelte von dem, was es dich gekostet hat. Dann kannst du machen, was du willst, und die Schande vor den Leuten und das Elend mit mir hat ein Ende.

Der Herm schlug eine laute Lache auf: Jetzt, wo ich eben dabei bin, dir zu zeigen, wer der Klügste ist von uns beiden? Das sollte dir wohl passen, daß du die Krone dazu hättest. Kannst nie Geld genug kriegen, geizig wie du bist und wie du zusammenscharrst. Und bößt du mir das Vierfache, ich behalt mein Haus, ich behalt meinen Haß. Scheinheiliger Schleicher, studieren mußtst du, geistlich werden in der Jugend, damit ich drauf kommen sollte. Ohne dich hätt ich nie dran gedacht. Dafür kanntest du mich, daß ich's dir zuvor tun mußte überall. Damit ich studiere, aus dem Wege sei, und du allein die Goldgrube erbest nach des Alten Tod, darum mußtst du studieren. Als dann der Geldproy kam aus Amerika mit seiner Tochter: nur ja nicht an den Herm geschrieben, kein Wort, bis du ihn sicher hattest, den Geldsack! Wußtest genau: ist der Herm da, dann hab ich das Nachsehen. Dein Gewinsel dann, du wollest zurückstehn, dem Vater zu Willen sein, mir das Glück gönnen: Betrügerei alles! Belogen und betrogen hast du mich, so lang ich denken kann, den alten Mann hast du ins Grab gebracht. Daß du deines Lebens nicht mehr froh wirst, trotz deines Geldsackes, darauf du sitzt, das laß meine Sorge sein. Dich mach ich kaputt und sollt ich darüber zugrunde gehn mit Weib und Kind!

Dora wußte nicht um diese Unterredung ihres Mannes mit dem Herm. Sie sah nur, daß er noch stiller wurde, noch schlechter aussah. Und doch hatten nach wenig Wochen schon die alten Gäste den Weg zurück gefunden ins Clermontwirts Haus. Die Ladenklingel ging von früh bis spät. In der Backkammer konnten sie nicht genug Brot fertigtstellen.

Das Bier, das der Kronenwirt um einen Pfennig billiger gab, war schlecht. Der Kronenwirt braute es nicht selbst. Von einem Bierhändler aus der Stadt, der schon zu verschiednenmalen wegen Fälschung des Bieres vor Gericht gewesen war, bezog er es um billigen Preis. Die großen Brötchen waren aus schlechtem Mehl gebacken und fest, die Kolonialwaren, die er in seinem Laden verkaufte, waren von der schlechtesten Sorte. Die Tänze und Lieder, die das Orchestrion spielte, die konnte man bald auswendig, ebenso wie die prahlerischen Erzählungen des Herm, die süßen Worte und Blicke der schwarzen Lotte.

Die angesehenen Leute aus dem Dorf und der Gemeinde fanden sich beim Clermontwirt zusammen und kauften dort ein, was sie an Waren gebrauchten. Bergleute und Fabrikarbeiter aus dem nahen Kohlenrevier, die ledigen Knechte und Söhne von den Bauernhöfen, alles, was auf der Landstraße gezogen kam, das kehrte in der Krone ein. Auch die Unteroffiziere aus dem nahen Städtchen kamen dorthin, der schwarzen Lotte den Hof zu machen, bis es ihnen von ihren Vorgesetzten verboten wurde. Der Herm hatte nämlich in seinen Saal eine Sozialistenversammlung aufgenommen. Große Reden waren da gehalten worden gegen den Staat und die Kirche, den König und die Reichen. Der Redner, Herr Clemens Pie, auch ein alter Student, war ein Studienfreund des Kronenwirts und in der Krone so gut wie zuhause. Sozialistische Ideen auszu-

streuen durch Worte und Flugblätter, die er verteilen ließ, schöne Versprechungen machen, werben unter der Landbevölkerung für die Genossenschaft, das war neben dem „möglichst gut und fidel leben“ seines Lebens Zweck. Die Sozialistenversammlung wurde polizeilich aufgehoben, und seit der Zeit war die Goldne Krone den Soldaten verboten. Eine besondre Freude schien es für den Clemens Sie zu sein, alles auszuforschen, was im Hause des Clermontwirts geschah, es möglichst gehässig und entstellt in der Krone zu erzählen, das Feuer zu schüren, das in helllichten Flammen brannte, je mehr der Herr einzusehen begann, daß es doch für ihn nicht so ganz leicht sein werde, den Jochen aus dem Sattel zu heben, die Goldgrube an sich zu reißen. Ein Prachtjunge, der Clermonts Franz. Hat einen Kopf: Wenn er studieren wollte, sagt der Lehrer, Minister könnte er werden. Aber studieren will er nicht, weil sein Onkel, der Kronenwirt, so gut studiert hat. Darauf kam der gute Freund mit Vorliebe immer zurück, weil es das war, was den Herrn am meisten ärgern mußte. Des Kronenwirts kleines Mädchen, die Kieka, saß dabei mit weitgeöffneten Augen und Ohren. Sie hatte es bald herausgebracht, womit sie von den Eltern erlangen könne, was sie wolle: Heut hab ich das Heef losgemacht an des Clermontwirts Weide. Die Kühe sind herausgelaufen in das Roggenfeld des Sandkötters, haben alles zertreten. Der Sandkötter hat ein Spektakel gemacht. Uns Gericht geht er, der Clermontwirt muß bezahlen. Brav, Kieka, bekommst das rote Kleid. Mach nur so weiter, daß du bald den weißen Hut dazu kriegst.

Wenn die mal erwachsen ist, die schwarze Kieka, die tuts ihrer Mutter zuvor, sagten die Leute. Ja, es war merkwürdig anzusehen, wie die Kleine alles nachmachte, was sie von der Mutter sah, wie ihr das Wort zum Mund stand, wie sie die Augen auf- und niederschlagen konnte, wenn sie die Gäste bediente. Sie war in der Schenkstube zuhause.

Die Kronenwirtin, die schwarze Lotte, war Zahlkellnerin gewesen im Franziskaner, der beliebtesten Studentenkneipe der Universitätsstadt. Alle Studenten waren mehr oder weniger verliebt in die Lotte. Wenn sie in ihrem knappenliegenden schwarzen Kleid, die Geldtasche an der Seite, die weiße Schürze umgebunden, an die Tische trat, das Geld einzufordern, dann hatte sie doppelt einzuheimen an schönen Blicken und Worten. Sie diente jedem. Jeder der anwesenden Gäste schien ihr der liebste zu sein. Die Trinkgelder strömten ihr zu. Sie war viel zu klug, als daß sie sich in eine Liebeslei, in ein Verhältnis eingelassen hätte. Sie wollte geheiratet werden von einem, der Geld hatte. Der Herr hatte sich in sie verliebt, wie alle die andern, und da er vom Hause her den Beutel immer gefüllt hatte, so stand er obenan bei ihr. Sie ließ sich beschenken, einladen im Sommer zu Landpartien, im Winter zu Tänzerien. Sie hielt ihn sich warm, den ewigen Studenten, der nicht wie die andern nach wenig Semestern wieder von dannen ging. Daß er nie ein Examen machen werde, das wußte sie ganz genau. Mit den jungen Füchsen lachte sie über den alten Studenten: Heiraten tät er mich auf der Stelle. Frau Student, das könnte mir passen. Ich halt's mit der Jugend. Es lebe das erste Semester! Als der Herr die Erbschaft machte, fing sie an, ihn mit andern Augen anzusehen. Frau Rentier, der Titel gefiel ihr schon besser. Die schwarze Lotte aber paßte gerade in den Plan, den der Herr geschmiedet hatte, dem Jochen das Leben zu vergällen: eine zweite Wirtschaft wollte er gründen in seinem Heimatdorf, die schwarze Lotte sollte als Wirtin hinein. Die schwarze Lotte sagte „ja,“ als er ihr seinen Antrag machte. Dann aber meinte sie: Das Wirtshaus auf dem Dorf läuft uns nicht weg. Gönn deinem Bruder die paar guten Jahre, dann fühlt ers doppelt, wenns ihm nachher an die Kehle geht. Du bist reich. Laß uns erst ein bißchen das Leben genießen. Man lebt nur einmal. Deinen Haß und deine Rache hast du immer noch. Hernach sollst du sehen, wie die schwarze Lotte den Bauern die Köpfe verrückt und dir hilft deinen Bruder Moos lehren.

Der Herr wollte anfangs nicht hören. Der Haß brannte ihm auf der Seele. Aber die Lotte wußte so zu sprechen und mit Hilfe ihres Freundes, des Clemens Die, den Herr so zu bearbeiten, daß er nachgab. Er heiratete die Lotte. Das junge Paar bezog eine elegante Mietwohnung in der vornehmsten Stadtgegend. Sie lebten in Saus und Braus. Als nach einem Jahr die Kieka geboren wurde, gabs eine kleine Pause. Dann aber gings los mit verdoppelter Macht. Sie hielten offnes Haus, und da die Speisen und Getränke immer vom besten waren, so fehlte es ihnen nicht an Gästen. Der Clemens Die brachte „Genossen“ und „Genossinnen“ ins Haus. Es war ein prächtiges Leben. Dann sah die Lotte ein: Jetzt ist's Zeit, wenn nicht die ganze Erbschaft zum Teufel gehn soll. Sie erinnerte ihren Mann an seinen Haß, an seinen Racheplan. Jetzt wollte nun er nicht hören. Sein Leben, wie es nun war, gefiel ihm gar zu gut. Die Lotte aber bewies ihm mit Zahlen, daß es die höchste Zeit sei, sollte überhaupt der Plan noch ausgeführt werden. Und so kamen sie denn in die Goldne Krone. Über Erwarten gut war der Plan geglückt, was die Ausübung der Rache betraf. Mit dem Ansfichreißen der Goldgrube wollte es so schnell nicht gehn. Es war wohl etwas andres, Zahlkellnerin in einer Studentenkeipe der Universitätsstadt sein, als eine Wirtschaft auf dem Dorf zu halten. Bauern wollen anders behandelt sein als Studenten. Die süßen Augen und Worte der schwarzen Lotte versingen nur so lange, als sie etwas Neues waren. Dann wars aus. Die ordentlichen Leute, die zahlen können, blieben weg. Wirtschaft führen verstand die Lotte nicht. Die Dienstleute betrogen sie. Die Gäste, die in die Krone kamen, aßen und tranken gut, bezahlten aber schlecht. Die Kronenwirtschaft kam herunter, ehe mans gedacht hatte. Frieden und Freude hatten sie dem Clermontwirt geraubt, die Goldgrube blieb in seinem Hause. Zwei Drittel des Kaufpreises standen als erste Hypothek auf der Krone. Nie wurden die Zinsen bezahlt. Der Fochen hätte schweigend darauf verzichtet. Dora mahnte, und wenns nicht half, ging sie ans Gericht. Die Gerichtsboten und Polizeidiener waren immer in Bewegung zwischen den beiden Gasthäusern. Die Streitigkeiten nahmen kein Ende. Auf der einen Seite wuchs der Haß, und dem Fochen nagte es am Leben.

3

Auf dem halben Wege zwischen dem Herrenhaus, davon das Kirchdorf den Namen trug, und dem Dorfe lag die Schule. Der Spielplatz trennte sie von dem hellen Fluß, der weiter oberhalb eine kleine Mühle trieb. Die Knaben und Mädchen aus Dorf und Gemeinde besuchten gemeinsam die Schule, die der Vikar, ein alter, würdiger Herr, leitete.

Es war Sommer. Die Kinder spielten vor der Schule, hier die Knaben, dort die Mädchen. Ein hochaufgeschossenes Mädchen von etwa zwölf Jahren saß abseits am Heckenrain. Sie trug ein Kleid aus feinem Stoff, nach städtischem Schnitt gemacht, und goldne Ringe in den Ohren. Das Kleid hatte sie am Halse mit einer goldnen Nadel zugesteckt, und sie hatte eine schwarzseidne Schürze umgebunden. Ihr schwarzes Haar lag ihr in zwei schweren Zöpfen wie eine Krone um den Kopf herum. Ihre Hände waren sauber gewaschen. An den Füßen trug sie feine schwarze Strümpfe und feste, gut sitzende Lederschuhe. Ihre schwarzen Augen blickten klug und überlegen drein. Die übrigen Kinder, meist ärmlich gekleidet in der landesüblichen Kleidung, gingen mit zerzaustem Haar und unsaubern Händen. Die Mädchen spielten ein Reigenpiel. Kieka will nicht mitspielen, riefen sie. Kieka sitzt in der Hecke und lauert auf den Königssohn. Ein starkes, grobknochiges Mädchen machte einen Knicks und rief: Fräulein Gräfin Kieka, wollen Sie nicht mit uns spielen? Wir sind ja auch nur Bettelpad. Und die Kieka, was ist die Kieka? Aus war das Spielen, die ganze Schar kam herangelaufen. Wollen dir sagen, Kieka, was du bist: dein Vater ist Student, der nichts gelernt hat als Geldvertum und Trinken. Deine Mutter ist ein Schenk mädchen aus der Stadt. Ob sie wohl bezahlt sind, die feinen Kleider, die du anhabst, die deine Mutter anhat? Jeder

weiß, wies aussieht in der Goldnen Krone. Warum wohl die Unteroffiziere nicht mehr zu euch kommen? Deine Mutter . . . Die Niela hatte stillgeessen und getan, als ob sie taub sei. Jetzt sprang sie auf. Mit der geballten Faust fuhr sie dem großen Mädchen ins Gesicht. Ihre Augen funkelten, sie stieß und schlug um sich wie eine Wilde. Sie hatte Kraft in ihren jungen Gliedern. Der Überzahl hätte sie doch weichen müssen.

Laßt die Niela in Ruhe, oder ihr bekommt's mit mir zu tun, sagte der Clermonts Franz. Er hatte in der Nähe geseffen mit seinem Buch und alles gehört. Eine dicke Stange hielt er in der Hand: Die erste, die noch ein Wort sagt, schlag ich nieder!

Nu kief mal, schrie das große Mädchen, das die Niela gekrazt hatte. Son dummen Jungen. Weißt du nicht, daß sie über dich schimpfen und über deine Alten, die in der Goldnen Krone, weißt du nicht, daß die Niela dich nicht ausstehn kann. Jedes Kind weiß ja, wie es steht zwischen deinem Vater und der Niela ihrem Vater, daß ihr seid wie Rahe und Hund miteinander. Am liebsten schlägt ihr einander tot. — Dich schlag ich tot, wenn du nicht schweigst! schrie der Franz und schwang die Stange. Die Mädchen kreischten und liefen davon. Der Franz und die Niela standen einander gegenüber. Wenn du meinst, daß dus damit wieder gut machen kannst, was ihr uns getan habt, du und deine Eltern, sagte die Niela, so viel dafür. Sie schnippte mit den Fingern. Brauchst nicht zu meinen, daß ich etwas von dir annehmen tu. Das Beschützen laß bleiben ein andermal, sonst . . . Sie hielt ihm die geballte Faust entgegen. Scheinheiliger du, dummer Junge. Sie drehte ihm den Rücken und ging davon.

Zuhause wurde die Niela gelobt. Recht, daß dus ihm gegeben hast, dem dummen Jungen!

Der Franz bekam Schelte von seiner Mutter: Was die Kinder der Niela vorgeworfen haben, ist wahr. Aber daß du dich aufspielst als ihr Beschützer . . . Klatsch, klatsch! fuhr die derbe Hand der Mutter dem großen Jungen um die Ohren. Wo sie uns ärgern können, da tun sie's, deinen Vater bringen sie unter die Erde. Frau Dora war ganz rot im Gesicht vor Zorn. Jedes Wort, das sie sprach, begleiteten heftige Schläge, die auf ihres Sohnes Rücken niederfielen. Der Junge hielt sie aus und zuckte nicht.

Und wenn sie mich zuschanden schlägt, die Niela laß ich nicht im Stich, dachte er.

Sie hatte es ihm angetan, die schwarzhhaarige Kleine, vom ersten Augenblick an, wo er sie gesehen hatte in ihres Vaters Garten. Wie sehnsüchtig hatte er hinübergeschaut, dorthin, wo sie spielte, die dreijährige Niela. Heimlich war er hinübergeschlüpft, in der Hand eine bunte Blume, einen roten Apfel oder eine saftige Birne. Da nimm! Sie lachte dann so eigen hell, ihre großen schwarzen Augen strahlten ihn an. Dann hatten sie miteinander gespielt, bis eines Tags die Kleine, als er ihr den Apfel reichen wollte, ihn ins Gesicht schlug mit ihrer kleinen Hand: Behalt deinen Apfel. Sollst nicht mehr in den Garten kommen, großer Junge. Die Eltern habens verboten. Bist ein böser Junge.

Franz hatte das nie vergessen. Er war nicht mehr in den Garten gegangen, aber hinübergeschaut hatte er immer, ganz heimlich, damit die Eltern es nicht sahen, die es ihm verboten hatten. Das war der einzige Punkt, worin der brave Junge nicht gehorsam war. Er hatte mit dem weichen Herzen des Vaters den festen, starken Sinn der Mutter geerbt. Was er einmal erfaßte, das ließ er nicht mehr los.

(Fortsetzung folgt)

